

Mathias Brodkorb

Böse Wörter

*Für
Helena Charlotte.*

*In Gedenken an
Hagen Konstantin (†).*

Mathias Brodkorb (geb. 1977), freier Publizist, studierte Philosophie und Altgriechisch und war Kultus- sowie Finanzminister von Mecklenburg-Vorpommern.

Mathias Brodkorb

Böse Wörter



Der Kulturkampf
um die Sprache
und seine Irrtümer

zu **Klampen!**



© 2026 zu Klampen Verlag
Röse 21 · 31832 Springe · zuklampen.de

Bei Fragen zur EU-Produktsicherheitsverordnung GPSR
wenden Sie sich bitte an info@zuklampen.de

Layout&Satz: Mathias Brodkorb

Cover unter Verwendung von *Der Schrei* (1895), Edvard Munch,
Lithografie, Munch-Museum Oslo, Quelle: [https://commons.wikimedia.
org/wiki/File:Munch_-_The_Scream,_MM.G.00193-01.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Munch_-_The_Scream,_MM.G.00193-01.jpg)

Druck: Dardedze Hologrāfija · Mazā Rencēnu iela 12 ·
LV-1073 Riga

Print: 978-3-98737-069-4
E-Book-EPUB: 978-3-98737-488-3
E-Book-PDF: 978-3-98737-493-7

*Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek* Die Deutsche Nationalbibliothek
verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über
<<http://dnb.dnb.de>> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus
Informationen insbesondere über Muster, Trends und
Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text- und Data-
Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Inhalt

Winnetou des Ostens	7
Ein Geleitwort von Gojko Mitić	

Bedeutsame Kinkerlitzchen	9
Wörter können die Welt verändern	

Raider heißt jetzt »Twix«	15
Eine kleine Sprachphilosophie für den Hausgebrauch	

Das I-Wort	29
»Bitte, sog' ned »Indianer««	

Das B-Wort	57
Behinderungen sind keine Bereicherung	

Das N-Wort	75
»Ein wunderbarer Neger«	

Das M-Wort	93
»Und laßt den Mohren hübsch in Ruh'!«	

Das E-Wort	117
»Das todbringende Eisen im Rücken«	

Das F-Wort	137
»Das generische Maskulinum verhüllt die Frauen besser als jede Burka.«	

Weltraumkälte	163
Im Zweifel für die Selbstachtung	

Anmerkungen und Nachweise	182
----------------------------------	-----

Bildnachweise	209
----------------------	-----

Dankeswort	213
-------------------	-----

Winnetou des Ostens

Durch meine Arbeit als Schauspieler nannte man mich »Chefindianer«, »Berufsindianer« oder »Winnetou des Ostens«. Das sind nur einige jener Bezeichnungen, die man mir ungefragt anheftete. Ich habe sie irgendwann langmütig angenommen.

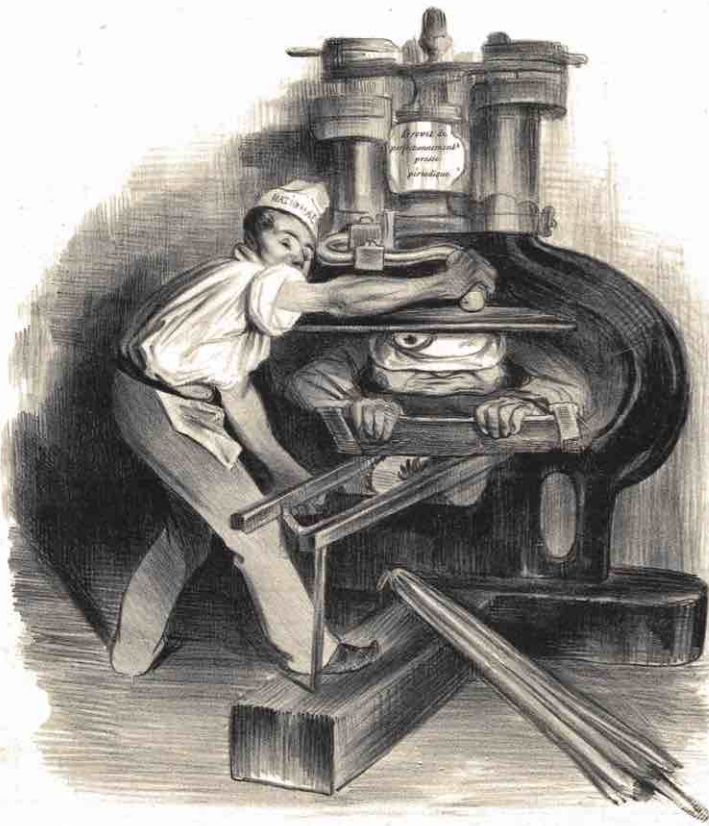
Ich werde in letzter Zeit häufiger gefragt, ob »ich« oder »man« denn heute noch »Indianer« sagen dürfe. Ich frage dann meist zurück: Bekämen die Indianer etwa ihr Land zurück, wenn wir sie anders nannten? Wäre das Unrecht dann beseitigt? Mir scheint eher, dass einige damit aus Überheblichkeit heraus und meist ohne die Betroffenen gefragt zu haben mit Neubenennungen ihre eigenen Probleme lösen wollen – und nicht die der Indianer.

Jetzt gibt es ein Buch, das dieser und anderen Bezeichnungen und Neubenennungen durch historische, sozialgeschichtliche Analysen auf den Grund geht. Es spricht mir aus der Seele und ich empfehle es jedem, der tiefer in das Thema eintauchen möchte. Viel Spaß dabei!

Gojko Mitić

Bedeutsame Kinkerlitzchen

Wörter können
die Welt verändern



Ah! tu veux te frotter à la presse!!

Aha! Du möchtest dich mit der Presse anlegen!, Honoré Daumier (1833)

Der Streit um die Meinungsfreiheit und der Kulturkampf um die Sprache gehören zu den großen Themen unserer Zeit. Weniger als die Hälfte aller Deutschen glaubt noch daran, dass man frei seine Meinung äußern könne, ohne gravierende Nachteile befürchten zu müssen. Im Jahre 1991 waren es noch 78 Prozent.¹ Diese Entwicklung ist ein Besorgnis erregender Befund. Ohne die Freiheit des Sprechens und Denkens können Demokratien nicht gedeihen.

Es gibt verschiedene Formen der Lenkung des öffentlichen Sprechens. Dabei beschränken *alle* Staaten dieser Welt die Zulässigkeit des Sagbaren. Das betrifft in Deutschland zum Beispiel Beleidigungen oder die Leugnung des Holocaust. In Demokratien sind die Grenzen für derartige Eingriffe allerdings eng gesteckt. Es geht um den Schutz der Würde jedes Einzelnen ebenso wie um den der politischen Ordnung. Totalitäre Staaten wollen und können sich damit nicht begnügen. Um so nachdenklicher muss die Tatsache stimmen, dass auch westliche Demokratien glauben, den öffentlichen Diskurs immer stärker kontrollieren zu müssen – allen voran Deutschland und die EU. Aber nicht nur der Staat reguliert die Zulässigkeit des gesprochenen Wortes, sondern auch die bürgerliche Gesellschaft. Dafür gibt es vor allem zwei Formen.

Die eine ist plump und unter der Bezeichnung »Cancel Culture« bekannt. Vertreter unliebsamer Meinungen werden im Namen von Vielfalt und Toleranz niedergeschrien, als Referenten von Veranstaltungen ausgeladen oder gar öffentlich als »Nazis« diffamiert. Streng genommen ist *das* das »N-Wort« unserer Zeit. Es geht darum, Menschen zum Schweigen zu bringen. Diese rhetorische Verharmlosung echter Nationalsozialisten und die gleichzeitige Instrumentalisierung der Opfer des Holo-

caust für eigene politische Zwecke wäre ein ganz eigenes Thema.

In diesem Buch geht es stattdessen um eine fast elegante Form der Einschränkung des Sagbaren. Sie kommt scheinbar auf Samtpfoten daher. Sie will Menschen nicht zum Schweigen bringen, sondern darüber bestimmen, *wie* sie sich zu äußern hätten. Sie will sie umerziehen. Dazu wird die Nutzung bestimmter Wörter tabuisiert. Es geht in diesem Buch also – vereinfacht gesagt – um die Frage, warum man nicht mehr »Zigeunerschnitzel« sagen darf. Es gibt Formen der Zensur, die nicht das Schweigen, sondern umgekehrt ein *bestimmtes* Sprechen erzwingen wollen.²

Was man heutzutage angeblich alles nicht mehr sagen darf: »Neger«, »Mohr«, »Indianer«, »Eskimo«, »Zigeuner«, usw. Das alles sind angeblich böse Wörter! Stattdessen soll man »N-Wort«, »M-Wort«, »I-Wort«, »E-Wort«, »Z-Wort« und sogar »Z-Schnitzel«³ sagen. Der »Sprachgewalt«⁴ vermeintlich böser Wörter soll ein Ende bereitet werden, um die Welt zu verbessern. Wer sie weiterhin in den Mund nimmt, gilt als Tabubrecher und moralisch fragwürdiger Zeitgenosse.

Ich habe einen väterlichen Freund. Er ist Professor für Biomedizinische Technik und inzwischen 80 Jahre alt. Ich schickte ihm den Entwurf zum Indianer-Kapitel dieses Buches. Die Reaktion war typisch für ihn: »Sie haben eine sagenhafte Begabung dafür, sich in voller Ernsthaftigkeit mit kompletten Kinkerlitzchen zu beschäftigen.« Er glaubt, es komme nicht auf unsere Worte an, sondern nur auf die »objektive Realität«. Der Herr Ingenieur irrt. Sprachliche Kinkerlitzchen können bedeutsam sein, sobald wir sie bedeutsam machen.

Sprache ist ein soziokultureller Schatz, der in langen, häufig anonymen geschichtlichen Prozessen entstanden ist und sich immer weiterentwickelt. Sie ist eine Gemeinschaftsleistung. Heute aber treten kleine Gruppen von Sprachreinigern hervor, die über die Sprache ganzer Kulturgemeinschaften bestimmen wollen. Jeder Mensch, der sich der Flüchtigkeit seiner eigenen Existenz bewusst ist, muss das für eine Anmaßung halten.

Aber es geht nicht nur um eine Anmaßung. Es geht zugleich um Macht und Politik. Wer gegen die bestehenden sprachlichen Verhältnisse zu Felde zieht, schreibt sich in ein Herrschaftsprojekt ein – ob er will oder nicht. Andere sollen dem eigenen Sprechen und Denken unterworfen werden. Es geht um den Kampf um »das Monopol auf legitime symbolische Gewalt«⁵.

Damit Herrschaft durch Sprache funktioniert, muss sie sich verkleiden und den Mantel des Gemeinwohls umwerfen.⁶ Wer Moral für sich beansprucht, scheint höheren Gründen zu folgen. Nur so lässt sich Gefolgschaft durch Einverständnis erzeugen. Die sprachlichen Umerzieher glauben zwar selbst an ihre guten Absichten. Aber das ändert an den machtpolitischen Effekten ihres Handelns nichts. Sprachumerziehung ist nicht möglich, ohne die seelische Identität seiner Mitmenschen zu berühren. Sie sollen zur Selbstzensur gebracht werden. Für freie Menschen ist es eine Frage der Selbstachtung, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Beim Kulturkampf um die Sprache geht es um Akte geistiger Notwehr.

Ein Irrtum wäre es allerdings, das Problem der Sprachumerziehung nur im links-grünen Milieu zu verorten. Auch die »Neue Rechte« kämpft seit Jahrzehnten um die sprachliche Deutungsmacht in diesem Land. Es geht dabei um Wörter wie »Umvolkung« oder »Remigration«.⁷ Und auch das liberal-konservative Milieu

bastelt an der Sprachumerziehung mit, wann immer es ihm in den Kram passt. Wer heute zum Beispiel die Außenpolitik Israels kritisiert und sich dabei mit gutem Grund auf die Menschenrechte beruft, kann schnell zum Antisemiten abgestempelt werden. Dass in diesem Buch vor allem Umerziehungsprojekte von links zur Debatte stehen, ist ihrer zeitgenössischen Wirksamkeit geschuldet. Grundsätzlich aber wird der Kulturkampf um die Sprache von allen politischen Lagern geführt. Wer die Sprache kontrolliert, übt politische Macht aus. Genau deshalb können sprachliche Kinkerlitzchen bedeutsam sein.

In diesem Buch steht stattdessen die freie Rede zur Debatte. Freiheitliche Demokratien billigen jedem Menschen dasselbe Recht auf Selbstverwirklichung zu. Das ist ohne ungegängeltetes Sprechen und Denken nicht zu haben. Dieses Buch richtet sich daher ausdrücklich nicht an ein Fach-, sondern an ein breiteres Publikum. Eine Demokratie, in der nur die »Eliten« ungestraft sagen können, was sie denken, ist in Wahrheit keine:

Eine Demokratie verdient ihren Namen (...) nur, solange auch die weniger gebildeten und privilegierten Teile der Bevölkerung die reale Möglichkeit haben, sich öffentlich zu äußern – und weder durch staatliche noch durch gesellschaftliche Einschüchterung davon abgehalten werden.⁸

Im Angriff auf die Freiheit des Sprechens und Denkens schlummert daher immer auch ein Angriff auf die Demokratie – egal wie gut die ursprünglichen Absichten auch gewesen sein mögen. Damit die Sprachumerziehung auf Samtpfoten erfolgreich sein kann, müssen drei Räder ineinander greifen:

Erstens das Gefühl der eigenen moralischen Überlegenheit. Nur darauf lässt sich der Anspruch gründen, über

das Sprechen und Denken seiner Mitmenschen gebieten zu dürfen.

Zweitens ein Desinteresse an historischen Fakten. Die Bedeutung von Wörtern erklärt sich aus ihrer Sprachgeschichte und -verwendung. Wer das ignoriert, läuft Gefahr, sich zu irren. Je größer die Unwissenheit ist, desto leichter kann das moralische Urteil an Gewicht gewinnen und dem eigenen Überlegenheitsgefühl zuarbeiten.

Drittens ein Irrtum darüber, wie Sprache funktioniert und wozu sie vor allem da ist. In seinem Zentrum steht die Verwechslung von *Wort* und *Begriff* sowie die nachträgliche Moralisierung von Wortbedeutungen.

In den folgenden Kapiteln werde ich mich diesen drei Problemen widmen. Zunächst behandle ich in aller Kürze einen sprachphilosophischen Irrtum, der die geistige Grundlage des Kulturkampfes um den Gebrauch angeblich böser Wörter bildet.

Anschließend folgen mehrere Kapitel, die sich mit der Sprachgeschichte der Wörter »Neger«, »Mohr«, »Indianer«, »Eskimo« usw. beschäftigen. Sprachgeschichte ist ohne Realgeschichte nicht zu haben. Es werden jene blinden Flecken freigelegt, auf denen die aufgeregten Debatten der Gegenwart beruhen. Sie bilden das Herzstück dieses Buches und halten manche Überraschung bereit.

Zum Schluss kehre ich zum Problem der eingebildeten moralischen Überlegenheit der Sprachreiniger zurück. Ich werde zeigen, dass Sprache und Kultur eine Form von Gemeineigentum sind. Die daraus folgenden moralischen und politischen Konsequenzen könnten einen Schlüssel für die Beendigung des geistigen Kulturkampfes um die Sprache liefern. ♦

Raider heißt jetzt »Twix«

Eine kleine Sprachphilosophie
für den Hausgebrauch

Die meisten Menschen dürften Philosophie für überflüssig halten. Ganz unverständlich ist das nicht. Es hat tatsächlich viele Philosophen gegeben, die sich nicht unbedingt durch klare Sprache und schlüssige Argumentationen auszeichneten. In diesem Kapitel werden Sie hoffentlich keine Schwurbelei lesen.

Ich möchte meine »Kleine Sprachphilosophie für den Hausgebrauch« zunächst anhand eines Witzes erläutern. Da Menschen allerdings ganz unterschiedliche Dinge für witzig halten, greife ich zu einer Ausflucht und bediene mich gleichsam bei einer Autorität, nämlich Sigmund Freuds Buch »Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten« aus dem Jahre 1905.

Gleich zu Beginn macht Freud auf einen Punkt aufmerksam, der für meine gesamte Argumentation wesentlich sein wird.⁹ Er hat das Argument von Theodor Lipps erborgt:

Der Witz sagt, was er sagt, nicht immer in wenig, aber immer in zu wenig Worten, d. h. in Worten, die nach strenger Logik oder gemeiner Denk- und Redeweise dazu nicht genügen. Er kann es schliesslich geradezu sagen, indem er es verschweigt.¹⁰

Witze beruhen meist auf Lücken und Mehrdeutigkeiten von Sprachzeichen. Ohne sie wären Witze nicht witzig, sondern nüchterne Berichte oder fiktive Erzählungen. Der Witz wird erst im Kopf des Lesers oder Hörers zum Witz. Dazu muss dieser die Lücken schließen und die unterschiedlichen Bedeutungen zuordnen.

Genau deshalb finden auch nicht alle Menschen dieselben Witze witzig. Alles hängt vom individuellen Humor und vom Zeitgeist ab. Witze funktionieren nicht außerhalb der Zeit. So ist es auch bei »bösen Wörtern«. Alles kommt auf die Absicht des Senders und die Inter-

pretation des Empfängers an. Passen beide nicht zusammen, ist kein Witz witzig. Und eine Beleidigung auch keine Beleidigung.

Diejenigen, die an die Existenz böser Wörter glauben, sehen das anders: »Die Aussage von Einzelnen, dass sie sich nicht von bestimmten Benennungen diskriminiert fühlen, stellt keinen Maßstab rationaler Kritik dar«¹¹. Auch, wie der Sprecher seine Worte gemeint hat, sei »schlichtweg irrelevant«¹². Die Boshaftigkeit der Wörter müsste demnach in ihnen selbst stecken, als wären sie beseelte Lebewesen. Eine Beleidigung kann es aber nur dann geben, wenn sie beabsichtigt war und sich der Beleidigte zugleich beleidigt fühlt.

Sigmund Freud erzählt in seinem Buch einen Witz, den er »geradezu diabolisch gut« findet. Heute dürfte ihn kaum jemand noch für einen Witz halten, sondern eher für eine Geschmacklosigkeit. Er ist einfach aus der Zeit gefallen:

Das Ehepaar X. lebt auf ziemlich großem Fuße. Nach der Ansicht der einen soll der Mann *viel verdient* und sich *dabei etwas zurückgelegt* haben, nach anderen wieder soll sich die Frau *etwas zurückgelegt* und dabei *viel verdient* haben.¹³

Worauf der Witz beruhen soll, ist offensichtlich. »Etwas zurücklegen« bedeutet Geld sparen, »sich zurücklegen« hingegen in diesem Fall so etwas wie: die Beine breit machen. Damit der Witz überhaupt witzig sein kann, muss diese Unterscheidung vom Zuhörer selbst vorgenommen werden und die Sache außerdem in den Zeitgeist passen. Das Sprachzeichen »zurücklegen« kann je nach Verwendung ganz Unterschiedliches bedeuten. Es geht dabei um den Unterschied zwischen Wort und Begriff.

Dass ein und dasselbe Wort ganz verschiedene Bedeutungen haben kann, verstehen bereits Kinder problemlos. Sie lieben Witze. Erwachsene hingegen scheitern an dieser Unterscheidungsleistung erstaunlich oft. Man kann das nicht nur im alltäglichen Sprachgebrauch, im Fernsehen oder in Zeitungen beobachten, sondern selbst bei Sprachwissenschaftlern.¹⁴

Ein Beispiel von unzählig vielen hierfür ist der Germanistikprofessor Alexander Lasch. Vor ein paar Jahren schrieb er einen Text darüber, wie das Konzept Rasse sprachlich funktioniert. Dabei setzte er sich mit dem Buch eines afrikanischen Autors auseinander.¹⁵ In ihm war in historischem Zusammenhang ständig von »Neger« die Rede: »Wenn Achille Mbembe vom *Neger spricht, ohne das rassistische Konzept als solches zu markieren, ist das (...) als eine unerhörte Grenzverletzung zu bewerten«¹⁶, meinte ein weißer Mann über einen schwarzen.

Lasch stand nun vor einem Problem: Wie sollte er über dieses Buch schreiben, ohne selbst das angeblich unerhörte Wort »Neger« zu verwenden? Er setzte deshalb ein kleines Sternchen als Warnzeichen vor das Wort: »Vorausgeschickt sei, dass in diesem Artikel Begriffe verwendet werden, die zweifelsohne als rassistisch einzustufen sind. Sie werden (...) zur kritischen Distanzierung mit Asterisk markiert (...).«¹⁷

Das machte Lasch nicht nur mit »Neger« so, sondern auch mit »Indianer«, »Eskimo« oder »Weiße«. Lasch schrieb also nicht »Neger«, sondern »*Neger«. Überall Sternchen der Distanzierung. Und schon haben wir das Problem: Man kann Begriffe oder Bedeutungen nicht mit einem Sternchen versehen. Das geht nur bei Wörtern als verschrifteten Sprachzeichen. Die Wörter

»Wort« und »Begriff« bezeichnen nicht dasselbe, weil Wort und Begriff nicht dasselbe sind.

Das Wort »Rasse« ist ein aus fünf Buchstaben bestehendes Sprachzeichen. Mehr nicht. Wenn ein Grundschüler das Lesen erlernt, das Wort »Rasse« aber nie zuvor gehört hat, kann er es trotzdem problemlos lesen und aussprechen. Er weiß dann bloß nicht, was mit dem Wort gemeint ist, worauf es sich in der Welt bezieht. Wörter haben von sich aus keinerlei eigenständige Bedeutung.¹⁸ Auch so etwas wie ein für allemal feststehende »Schimpfwörter« gibt es also nicht. Es gibt nur Wörter, die in einem »konkreten Handlungszusammenhang zur Beschimpfung«¹⁹ verwendet werden. Buchstabenketten oder aneinander gereihete Laute sind bloß unsere Werkzeuge, mit denen wir auf die Welt Bezug nehmen.

Damit der Grundschüler mit dem Sprachzeichen »Rasse« eine Bedeutung verbinden kann, muss er es gedanklich mit etwas in der Welt verknüpfen: »Etwas benennen, das ist etwas Ähnliches, wie einem Ding ein Namenstäfelchen anheften.«²⁰ Und die Täfelchen können jederzeit schadlos ausgetauscht werden.

So war es im Jahre 1991. Damals wurde in Deutschland ein Schokoriegel von »Raider« in »Twix« umbenannt. Der Kampagnenslogan lautete passenderweise: »Raider heißt jetzt >Twix< – sonst ändert sich nix!« Die Sprachzeichen wechselten, aber sie bezogen sich weiterhin auf dieselbe Sache. Genau so erlernen Menschen das Sprechen. Sie heften an die Dinge dieser Welt Namenstäfelchen. Was auf ihnen steht, ist dabei völlig egal. Nur deshalb kann es unterschiedliche Sprachen geben. Es geht nicht um die verwendeten Zeichen, sondern um den mit ihnen verbundenen Gedankeninhalt, die Bedeutung, den Begriff. Schon die Gebrüder Grimm wussten das:

Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es solange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht. Das zeigt sich vorzugsweise an einer Menge von Ortsnamen, aber auch an anderen Wörtern: Abenteuer, Armbrust, Eichhorn klingen vollkommen deutsch, obgleich sie nicht das geringste mit den Vorstellungen Abend, theuer, arm, Brust, Eiche, Horn zu schaffen haben. Es liegt nichts daran, was sie zu bedeuten scheinen, jeder weiß, was sie wirklich ausdrücken (...), wie aus Moltwurf, seit man es Misverständnis, Maulwurf gemacht wurde.²¹

Das Wort »Abenteuer« zum Beispiel stammt vom französischen Wort »aventure« ab. Beide bedeuten dasselbe. »Adventure« wiederum lässt sich auf das lateinische Verb »advenire« zurückführen. Es bedeutet so viel wie: herankommen. Und sein Partizip Futur »adventurus« folglich: das, was kommen, was sich noch ereignen wird. Abenteuer haben also nichts mit teuren Abenden zu tun. Sie sind Ereignisse, die uns noch bevorstehen.

Nicht nur Erwachsene heften gedanklich Namenstäfelchen an die Dinge dieser Welt. Genau so funktioniert auch der Spracherwerb bei Kindern. Stellen Sie sich hierzu vor, ein Kind sähe zum ersten Mal in seinem Leben eine Mango. Mama zeigt auf die Mango und sagt »Mango«. Und irgendwann versteht das Kind, dass Mama mit diesem Wort dieses Ding da bezeichnet und tut es ihr nach. Es hat dann gedanklich ein Namenstäfelchen an ein Ding in der Welt geheftet. Dabei sprechen beide anfangs nicht über dasselbe. Mama hat mit dem Ausspruch »Mango« eigentlich Folgendes gemeint: »Sieh her, mein kleiner Schatz: Alle Früchte, die so aussehen und so schmecken, nennen wir »Mango.«

Mit dem Wort »Mango« kann man sich also wie mit einem Eigennamen auf eine *einzigste, konkrete* Mango be-

ziehen. So tut es das Kind im ersten Moment. Mit dem Wort »Mango« kann aber auch die Klasse *aller* Mangos bezeichnet werden. Genau das wollte die Mutter mit ihrem Sprechakt eigentlich gesagt haben. »Mango« wurde von ihr in diesem Fall wie ein »Einwortsatz«²² verwendet. Das Kind soll ja künftig *jede* Mango als Mango erkennen und nicht nur *diese eine*. Wenn Kinder das Sprechen erlernen, müssen sie schrittweise von Eigennamen und bloßen Wörtern zu deren Bedeutungen *aufsteigen*, zum Gedankeninhalt, zum Begriff.

Aber der Spracherwerb funktioniert auch umgekehrt. Kinder sammeln von Geburt an zahllose sinnliche Eindrücke, stellen Ähnlichkeiten und Unterschiede in der Welt fest und bilden auf dieser Grundlage spontan vage Begriffe. Und manchmal müssen sie von diesen begrifflichen Konzepten zu Eigennamen *herabsteigen*, um sich in der Welt orientieren zu können.

Ein typischer Fall hierfür ist das Erlernen der Bezeichnung »Papa«. Es ist nicht immer so, dass ein Kind von Anfang an nur seinen eigenen Vater »Papa« nennt. Es kommt gar nicht selten vor, dass es dieses Wort fälschlicherweise zunächst auf alle Männer bezieht. Das Kind muss dann den Unterschied zwischen den Begriffen Mann und Papa erlernen.

Der Begriff Papa lässt sich wie folgt definieren: alle Männer, die Kinder haben. Wie ist es dann aber überhaupt möglich, dieses allgemeine Konzept auf nur einen einzigen Menschen zu beziehen? Der Ausdruck »Papa« muss hierzu *starr* mit nur einem Gegenstand in der Welt verknüpft werden. Er wird dann wie ein Eigenname verwendet. Es handelt sich um einen regelrechten Akt sprachlicher »Taufe«²³. Das Wort »Papa« bezieht sich in jeder Familie zwar auf einen anderen Mann, hat aber zugleich einen gemeinsamen begrifflichen Kern.

Das alles mag wie eine philosophische Spielerei wirken. Aber so ist es nicht. So wie mit dem Wort »Papa« verhält es sich auch in den Fällen »Neger«, »Mohr«, »Eskimo« usw. Wenn zwei Menschen das Wort »Neger« aussprechen oder aufschreiben, verwenden sie zwar dasselbe Sprachzeichen, aber sie müssen ihm nicht auch dieselbe Bedeutung zuweisen. Genau deshalb ist die mangelnde Unterscheidung zwischen *Wort* und *Begriff*, zwischen Sprachzeichen und Bedeutung, die Mutter aller Spracherziehungsprobleme der Gegenwart:

Wort ist eine Spracheinheit, *Begriff* dagegen eine Einheit des Denkens. Ein Wort (oder ein sprachlicher Ausdruck aus mehreren Wörtern) gibt einen Begriff wieder, ist aber kein Begriff. Die Verwechslung von *Wort* und *Begriff* hat gravierende Auswirkungen auf die sprachliche Kommunikation; so erschwert sie erheblich die Diskussion der Beziehung von Sprache und Denken.²⁴

Ich bin nicht ganz sicher, ob ich Alexander Lasch gerecht werde, wenn ich behaupte, er verwechsle Wort und Begriff miteinander, also ein bloßes Sprachzeichen mit dessen möglichen Bedeutungen. Es gibt noch eine andere Möglichkeit. Sie ist allerdings ebenfalls nicht plausibel.

Lasch könnte auch der Auffassung sein, dass das Wort »Rasse« nur eine einzige Bedeutung habe, nämlich eine rassistische. Dann könnte man tatsächlich von »*Rasse« schreiben, um diesen und nur diesen einen Gedankeninhalt zu bezeichnen. Aber dann müsste es so etwas wie eine Art Naturgesetz geben, das dafür sorgt, dass mit dem Wort »Rasse« immer ein und derselbe rassistische Inhalt verbunden sei. Ein solches Naturgesetz gibt es aber nicht. Was Sprachzeichen bedeuten, entscheiden Sender und Empfänger immer selbst. Laschs Sternchenstrategie funktioniert selbst unter dieser wohlwollenden Annahme aus folgenden Gründen nicht: